

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ❖ Anzeiger für Ehlhalten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertshain, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger ❖

2. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Hauptstraße 41

Dienstag, den 6. Juni 1916

Fernsprecher:
Königsstein 44

Nummer 23

Schloß Hohenstein.

Roman von Philipp Franz.

— Nachdruck verboten. —

12

„Wenn ich mich recht besinne,“ sagte in diesem Augenblick die Herrin des Hauses, die langsam hinzugetreten war, niemand als er allein verstand den heißen Blick, der ihre Worte begleitete, „wenn ich mich recht entsinne, Mr. Cleverton, so wollten Sie ja bereits vor sechs Wochen abreisen.“

„Aber diesmal ist's ernst, gnädige Frau.“

„Wirklich.“

„Ich müßte mir andernfalls Vorwürfe machen, und das wäre etwas, was bei mir, beiläufig gesagt, in den letzten sieben Jahren nicht mehr vorgekommen ist.“

„Also morgen zum letztenmal . . . Nun, dann lassen Sie uns den morgigen Tag noch genießen. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bei uns gefallen hat, Mr. Cleverton, aber ich hoffe, daß Sie von dem Rhein keine unangenehmen Eindrücke mit fortnehmen werden. Nicht wahr, Herr von Wetterstein, die Rheinländer sind lebenslustige Leute.“

Damit hatte sich die Unterhaltung auf eine heitere Seite geworfen und blieb diesem Charakter treu, bis man daran denken mußte, sich zur Ruhe zu begeben. Man trennte sich in der vergnügtesten Stimmung.

Der nächste Morgen überraschte Frau von Riethweiler mit einem wolkenlosen, strahlenden Himmel. Soweit man blicken konnte, war fast kein Wölkchen zu entdecken, ihre Toilette, alles ging glatt von statten, und sie nahm, als sie zu verabreiteter Zeit in dem Gesellschaftszimmer erschien, die Glückwünsche des kleinen Wetterstein für den „verheißungsvollen Tag“ mit nicht geringer Selbstbefriedigung entgegen.

Draußen im Schloßhof standen die Jagdwagen bereit, welche die Gesellschaft zur nächsten Eisenbahnstation bringen sollten.

Vor dem Günterschen Jagdhause nahm man die Tochter des Forstrats in den Wagen auf — das Brautpaar sollte den zweiten Wagen für sich allein haben — und Frau von Riethweiler bewillkommte das junge Mädchen in der schmeichelhaftesten Weise. Sie erkundigte sich angelegentlichst nach dem Befinden ihrer Mutter und ließ es sich nicht nehmen, auf ein paar Minuten in das Haus zu gehen und der leidenden Frau einige freundliche Worte zu sagen. Aber diese zweite Begegnung war nicht mehr so herzlich wie jene erste am Pfingstsonntagmorgen, und die junge Frau kehrte zu ihrem Sitze mit etwas eigentümlichen Gedanken zurück. Dann rollten die Wagen wieder fort, um nach einer halben Stunde vor der Sharpschen Villa zum zweitenmal Halt zu machen.

Man nahm Miß Virginia auf.

Hier sollte der Aufenthalt etwas länger dauern.

Mistress Sharp zeigte sich als eine sehr zeremonielle Dame, die jeden einzelnen der mitfahrenden Herren einer besonderen Inspektion unterwarf.

Aber so sehr Herr von Wetterstein sich auch bemühte, in dieser Begegnung Clevertons mit seiner Mutter — als an diesen die Reihe kam — irgend etwas herauszuspionieren, vermochte er nichts zu entdecken, was seinen am gestrigen Abend Frau von Riethweiler geäußerten Verdacht hätte rechtfertigen können. Man spielt mitunter — auf den Brettern wie im Leben — Komödie mit blutenden Herzen, und der kleine Humorist aus der Dranienstraße ließ alle weiteren Kombinationen hinsichtlich dieser beiden Personen fallen.

Es schien ihm, als habe er sich diesmal einer doppelten Täuschung hingegeben, einmal in Bezug auf diese Familie und einmal in Bezug auf das Wetter. In der Luft war zwar trotz der frühen Morgenstunde eine schon fühlbare Schwüle bemerkbar, aber am ganzen Himmel war kein Wölkchen zu sehen, und der alte Vater Rhein, als man ihn nach kurzer Eisenbahnfahrt bei Estrich-Winkel zu Gesicht bekam, war hinauf und hinab eine entzückende, glatte, grünlich schimmernde Fläche, die da und dort die Riele bewimpelter Schiffe durchschnitten und in dessen Wassern sich seine Schlösser, seine Dörfer in hellsten Sonnenscheine spiegelten.

Frau von Riethweiler hatte Rheinflust mitgebracht.

Verklärt von dem Schimmer der Abendsonne, welche den Gipfel des Loreley-Felsens vergoldete, hatte sie den Rhein verlassen, um in Hohenstein den Beginn des prächtigen Festes einzuleiten, welches den würdigen Abschluß des Tages bilden sollte.

Wenn sie noch nicht wußte, wie sehr sie sich bereits in ihre Rolle einer Löwin der Gesellschaft hineingefunden hatte, so mußte sie der heutige Empfang davon überzeugen.

Sie hatte tatsächlich kaum Zeit, sich ein bißchen zu erfrischen und ihre Toilette zu wechseln.

In den Büschen und Bäumen der Gärten und des Parkes blühte es überall auf.

Raketen stiegen in die Höhe und Feuerräder schwirrten.

Man sprach vom Rhein und von schönen Frauen.

„Wissen Sie, wo Herr Hans Malten steckt?“ fragte Herr Staufen den kleinen Wetterstein, als er ihn in philosophischem Sinne gegen einen Baum gelehnt fand.

„Er großt.“

„Weshalb?“

„Er ist in Ungnade gefallen.“

„Bei wem?“

„Daß Sie eine solche Frage stellen können. Ich sage Ihnen, alter Freund, in allen schönen Weibern steckt ein Stück Despot, und Frau von Riethweiler verzeiht offenbar alles lieber, als daß sie von jemand übersehen wird. Ich glaube nicht, daß etwas Besonderes zwischen den beiden

vorgefallen ist, aber man scheint auf beiden Seiten sehr feinfühlig zu sein und geht einander aus dem Wege."

Philipp Stausen lachte.

"Ja, das Schmeicheln geht ihm ab, darauf versteht er sich nicht. — Unser Herrgott hat ihn in dieser Beziehung etwas stiefmütterlich behandelt. Und können sie sich einen schärferen Gegensatz denken als den, der zwischen dieser Dame, die nichts liebt, was nicht auf der Sonnenseite der Welt seinen Platz hat, und unserem unbeholfenen und eckigen Schwärmer besteht?"

"Sie haben recht, aber mit Ihren Sharps scheint er in gutem Einvernehmen zu leben."

"Ja, ihnen fühlt er sich verwandter. Virginia ist vortrefflich mit ihm zurecht gekommen — ach, altes Haus, was ist das auch für ein prächtiges Mädchen! Sie ist weder stolz, noch eitel, noch liebt sie es, ihre bevorrechtigte Stellung irgendwie hervorzukehren."

"Sie sind verliebt, aber ich nehme es Ihnen nicht übel. Sie müßten ja von Holz sein, wenn Sie weniger verliebt wären. Ich beglückwünsche Sie."

"Ich wollte, ich könnte Ihnen Ihren Glückwunsch zurückgeben."

Der Bräutigam Virginias hatte noch verschiedenes auf der Zunge, aber ein lautes „Ah“ der Bewunderung, welches von dem Platze, wo das Feuerwerk abgebrannt wurde, herüberdrang, hinderte ihn mehr zu sagen.

In einem mächtigen Flammenring waren plötzlich die Worte „Philipp“ und „Virginia“ sichtbar geworden.

„Alle Welt verheiratet sich,“ sagte Herr von Wetterstein zu sich selbst, als sein Freund davoneilte, um zu Virginia Sharp zu gelangen, „und ich weiß wirklich nicht, ob es nicht besser für mich ist, es ebenfalls zu tun. Ich habe eine unklare Vorstellung davon, daß es mit meiner Junggesellenherrlichkeit zu Ende geht. Dieser Schlachtenmaler hat den Teufel im Leib. Er hat ohne Zweifel Lunte gerochen, und wenn ich ehrlich sein soll, so ist es am besten, ich lasse ihn recht behalten. Es wäre schade, wenn sich meine angenehmen Eigenschaften nicht auf jemand vererben und mein Name mit meinem Abgang von der Liste der Debutanten auf der Bühne des Lebens gestrichen würde.“

Er schien an diesem frommen Vorsatz festzuhalten, als er nach dem Schluß des Feuerwerks Selma Günter zur Tafel führte und die heiteren Plänkeleien zwischen ihnen, die am Rhein begonnen hatten, ihren Fortgang nahmen.

Auf das Essen folgte für das junge Volk der Tanz; zu dem man den freien Platz vor der Terrasse benützte, da es jedermann in den Sälen zu heiß fand, und die Stimmung der Gäste erreichte ihren Höhepunkt.

Einige ältere Herren, zu denen auch der Schauspieler Ziß und der Hofrat Bauer gehörten, bildeten an einem großen Tische im Hintergrund der Terrasse eine sogenannte feuchte Ede.

„Man könnte sich an den Rhein versezt fühlen,“ sagte der Theatermann in seiner bedächtigen Weise.

„Jawohl,“ entgegnete der Hofrat. „Haben wir nicht Wein vom Rhein — und in zweiter Linie den Humor? — Wollen ihn hochleben lassen, den alten Burschen, den Vater Rhein! — He, alter Maulwurf,“ wandte er sich an Herrn von Riethweiler, der in kurzer Entfernung vor ihm stand, „nehmen Sie Ihr Glas . . . Warum tun Sie nicht mit?“

Herr von Riethweiler hörte diese Worte halb wie im Traume. Er hatte die Empfindung, als spräche sie jemand aus weiter Entfernung zu ihm, so sehr waren seine Gedanken auf einen einzigen Punkt konzentriert. Sein Blick war hinüber auf die Gruppe der Tanzenden gerichtet, unter welchen er seine Frau im Arme Clevertons bemerkte. Ein Walzer wurde gespielt. Die junge Frau hing wie eine Sphide in den Armen ihres Tänzers und sah mit einem eigentümlichen Blick zu ihm auf. Es machte ihm den Eindruck,

als sollten ihre Blicke eine leidenschaftliche Frage ausdrücken und als würden dieselben in ebenso leidenschaftlicher Weise beantwortet. Dann entzog ein Schwarm jungen Volkes das Paar seinen Blicken und er wachte aus seinem Sinnen auf.

Hofrat Bauer stand vor ihm.

Der alte Herr hatte den Vorgang auf dem Platz vor der Terrasse ebenso genau beobachtet wie der Schlossherr selbst.

Er legte beschwichtigend die Hand auf seine Schulter.

„Sind Sie eifersüchtig, he? Kommen Sie her und trinken Sie. Machen Sie keine Geschichten.“

Der Freiherr mußte unwillkürlich lachen.

„Dieser Hofrat“, dachte er bei sich, „hat wirklich sehr unparlamentarische Gewohnheiten. Man könnte ihm seine Worte übelnehmen, wenn er nicht sonst eine so brave Haut wäre. Er tut, als wenn er mir einen verstauchten Arm einzurenken hätte.“

Er setzte sich zu ihm und tat ihm Bescheid. Aber während er trank und sich an der lebhaften Unterhaltung beteiligte, die durch das Hinzukommen einiger anderer Herren allmählich einen allgemeinen Charakter annahm, schweiften seine Gedanken zurück in die Einsamkeit jenes steirischen Alpenales, wo er mit Marie seine schönsten Jahre verlebt hatte.

Eine Art Heimweh erfaßte ihn. . . .

Er kam sich fremd, fast verlassen in seinem eignen Hause vor, je lebhafter es um ihn zuing, und je länger, je mehr befestigte sich sein Entschluß, diesem Wirrwarr ein Ende zu machen.

Schon seit einiger Zeit hatte sich ein eigentümliches Rauschen in den Bäumen bemerkbar gemacht, die hin- und herwogenden Wipfel der schwarzen Partriesen zeichneten sich von dem sternenhellen Nachthimmel gespenstisch ab.

Jetzt fuhr ein Windstoß über die Terrasse und jagte die da und dort befestigten Lampions wie Irwische durcheinander.

Eine Lampe erlosch.

Der Tanzplatz fing an sich zu leeren.

Ein Teil der Gäste hatte sich in das Terrassenzimmer begeben, ein anderer Teil sich in die schwachbeleuchteten Gänge des Parkes zerstreut.

Herr von Riethweiler strengte vergebens seine Blicke an, um seine Frau zu finden.

Eine eigentümliche Unruhe erfaßte ihn, als er sich langsam aus der Gesellschaft hinwegstahl und aufs Geratewohl einen der kreuzenden und ineinander verschlingenden Parkwege einschlug, auf denen ein süßes, traumhaft-schönes Halbdunkel lag.

Je weiter der Freiherr in dem Parke vorwärts drang, um so unruhiger wurde er.

Die Vorahnung von etwas Unfassbarem spannte jede Sehne in ihm und ließ seinen Fuß fast geräuschlos auf dem moosbedeckten Waldboden hingleiten.

Plötzlich vernahm er eine leidenschaftliche Stimme.

Das rötliche Haar und der weiße Nacken Maries und die düstere Gestalt Cajus Clevertons schimmerten zwischen den Stämmen auf.

Dem alten Herrn unter den Bäumen stockte der Atem.

Er hatte den Liebreiz, dessen diese Stimme in Wallungen der Leidenschaft fähig war, zu deutlich in der Erinnerung, um den Grad der Zuneigung ermessen zu können, welche sie in diesem Augenblick für Cleverton empfinden mußte.

Das sonderbare Benehmen des Hofrats von vornhin und vieles andere in Worten und Andeutungen, was er sich vorher nicht hatte erklären können, erhielt jetzt eine schlaglichtartige Bedeutung.

Die weiche Stimme Maries schlug wieder an sein Ohr.

In diesem Augenblick erhellte ein greller Blitzstrahl das nächtliche Dunkel.

(Fortsetzung folgt.)

Sprachkundliches zum Heerwesen.

Mitgeteilt vom Leiter der Tammerschule in E. Königstein

Dr. Heinr. Schierbaum.

(Schluß.)

Die Unterabteilung der Reiterregimenter, die **Schwadron**, ist erst neuhochdeutschen Ursprungs (1691 verzeichnet) und aus dem gleichbedeutenden italienischen squadrone, eigentlich großes Viereck, französisch escadron, gebildet. Hierher gehört auch die Bezeichnung **Geschwader**.

Die Regimentsfahne der Reitertruppen heißt **Standarte**, mittelhochdeutsch standhart, entlehnt aus dem altfranzösischem estandard, französisch étendard, italienisch stendardo, das auf lateinischem extendere ausbreiten, entfalten beruht.

Fahne hingegen ist ein germanisches Wort. Das gotische fana heißt Tuch, Vapen; das altgermanische fano Kampftuch drang in der Bedeutung Fahne ins Romanische. Der Fahnenträger hieß im Althochdeutschen faneri, mittelhochdeutsch venre, neuhochdeutsch **Fähnrich**. In den Kriegsliedern des 17. und 18. Jahrhunderts spielt er eine große Rolle.

Die landläufigste Bezeichnung für Truppen heißt **Soldaten**. Seit 1200 trat im Mittelhochdeutschen ein Lehnwort solt auf. Lohn für geleistete Dienste, auch das, was noch zu leisten ist. Solt geht zurück auf französisch solde Lohn, das eigentlich der lateinischen Münzname solidus, neufranzösisch sou ist. Das frühneuhochdeutsche Lehnwort **Soldat** beruht auf italienischem soldato, woher auch das französische soldat rührt. Es ist gebildet mit lateinischem solidus, eine Münze (Goldsolidus etwa 12,50 M) und lateinisch dare geben. Das Mittelhochdeutsche gebrauchte für Soldat das mit germanischer Ableitung gebildete soldenaere Soldkrieger, Söldner.

Seit Mitte des 18. Jahrhunderts verbreitete sich eine andere Bezeichnung für Soldaten, das aus dem französischen militaire entlehnte **Militär**. Das Eigenschaftswort **militärisch** kommt schon seit 1694 vor. Der Ursprung dieses Wortes liegt im lateinischen miles Krieger, eigentlich der „Tausendmann“; miles entstammt dem Zahlwort millesimus Tausendster.

Die Truppen haben im Frieden ihre bestimmten Standorte, französisch garnisons, das auch die Gesamtheit der Truppen eines Standortes bezeichnet. Garnison ist entlehnt von garnir besitzen; dieses aber ist eine Entlehnung aus germanischem warnjan, althochdeutsch warnōn = wahren, achten auf, sorgen für; das französische garder Acht haben, hüten entstammt hier gleichfalls.

Das Wort **Offizier** wurde bereits 1550 aus dem französischen officier entnommen, bürgerte sich aber erst im Dreißigjährigen Kriege in seiner heutigen Bedeutung ein. Der Ursprung dieses Wortes liegt im lateinischen officium Pflicht, Amtspflicht, Amt; das mittellateinische officarius bezeichnet einen Beamten.

Feldmarschall, die Bezeichnung des höchsten militärischen Ranges, ist unter teilweiser Einwirkung von französischem maréchal aus mittelhochdeutsch marshall entstanden, das eigentlich Pferdeknecht bedeutet; das althochdeutsche marahshale ist zusammengesetzt aus marah „Mähre, Pferd“ und shale „Knecht“.

General wird schon im 16. Jahrhundert bezeugt für französische Militärverhältnisse. Im Anfang des 17. Jahrhunderts finden wir das Wort auch im deutschen Heerwesen. Die Kirche verwandte dasselbe bereits im 13. und 14. Jahrhundert für die Ordensobersten.

Major ist aus dem spanischen mayor (lateinisch maior „größere“) am Ende des 16. Jahrhunderts übernommen.

Die einzigen deutschen Bezeichnungen für Offiziere sind: **Oberst, Hauptmann und Rittmeister**. **Oberst** ist eigentlich der

Superlativ zu ob „oben“, althochdeutsch oberōst, mittelhochdeutsch oberest. **Hauptmann** und **Rittmeister** sind in ihrer Bedeutung und Zusammensetzung ganz durchsichtig.

Leutnant heißt eigentlich „Stellvertreter“, entstanden aus dem im Anfang des 15. Jahrhunderts auftretenden französischen lieutenant: lieu „Ort, Stelle, Platz“ (lateinisch locus) und tenant von tenir (lateinisch tenere) „halten“. Älteste deutsche Nebenformen sind Leutenanzt und Lantenant.

Die Bezeichnung für den ersten Unteroffizier „**Feldwebel**“, wird schon im 16. Jahrhundert bezeugt mit der Nebenform **Feldwenbel**. **Weibel** heißt: Amtsdienier, Unterbeamter. Es gehört zu mittelhochdeutschem weiben „sich hin- und herbewegen“; verwandt mit „fegen“, englisch weep.

Sergeant, französisch sergent, kommt von lateinischem serviens, „dienend“.

Für den neuangeworbenen Heeresersatz drang um 1600 die aus der älteren französischen Form recreute, neufranzösisch recruit, stammende Bezeichnung **Rekrut** ein; eigentlich ist das Wort das Prinzip des Perfekts von französischem recröitre (aus lateinischem recrescere, „wieder-, nachwachsen“); **rekrutieren** ist abgeleitet vom französischen recruter, „Mannschaft zu Soldaten ausheben“.

Die Benennung „**Tambour**“ ist gleicherweise im Dreißigjährigen Kriege aus dem Französischen übernommen. Das mittelhochdeutsche tambür, tanbür entstammt dem altfranzösischen tabour, das wohl aus dem arabischen 'eingedrungen ist; hier bezeichnet tabl einen niedrigen Sessel ohne Lehne.

Noch zwei militärtechnische Ausdrücke mögen hier zum Schluß erklärt werden: **Brigade** und **Division**. Beide sind verhältnismäßig jüngeren Datums. **Brigade** kommt zwar schon 1638 im Deutschen vor, wird aber erst seit 1695 in den Wörterbüchern verzeichnet. Quellwort ist das italienische briga, „Zank, Streit, Mühe“ zu brigare, „zanken, streiten“; brigata heißt eigentlich „Gesellschaft“, dann „Trupp, Rotte“; aus brigata schuf das französische brigade, das als Lehnwort in den deutschen Wortschatz übergang. **Division** entstammt dem lateinischen divisio, „Teilung“, von dividere „teilen“. In der Bedeutung „Heeresteil“ kommt es zuerst 1716 vor.

Wenn wir hier am Schlusse unserer Wanderung durch das Gebiet der Heeresprache uns noch einmal umblicken, dann müssen wir eigentlich mit Bedauern feststellen, daß weitaus der größte Teil der militärtechnischen Ausdrücke dem Französischen entlehnt ist, ein Zeichen dafür, daß wir die Schüler, die Franzosen aber unsere Meister waren. Anderseits spüren wir auch hier den unheilvollen Einfluß jenes entsetzlichen Krieges, der Deutschland zum Tummelplatz der Heere fremder Völker machte, in dem er das Blut seiner Bewohner und den Reichtum seines Landes dahingab.

Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

2. Juni 1915. — Kämpfe im Westen. — **Przemysl** reißt zum Fall. — **Englische Blockade**. — Im Westen war die Kampfstätigkeit auf der Front Souchez-Neuville sehr lebhaft. Überall in dieser Gegend nördlich von Arras wurden die Franzosen zurückgeschlagen. Hart waren die Kämpfe um den von den Engländern stark befestigten Ort Hooge bei Ypern, während kleinere Gefechte im Priesterwald und im Fedyttal bei Mekerel stattfanden. — Im Osten spitzte sich die Lage für den nahen Fall der Festung **Przemysl** zu. In dieser Nacht wurden die letzten russischen Stellungen der Nordfront erstürmt, nachdem den ganzen Tag hindurch um Dunikowice ein hartnäckiger Kampf gewüthet hatte; die österreichischen Haubitzen und die Kruppschen 42er spielten hier dieselbe Rolle, wie vor den belgischen Festungen. Bereits in der Nacht hatten die Russen keine Aussicht mehr, die Festung zu halten und sie begannen nun, sich endgiltig zurückzuziehen oder sich in Scharen als Gefangene zu ergeben. Zur selben

Zett drang die Armee Einsingen nordöstlich von Stroj im Dnjestrabschnitt vor, fortgesetzt zahlreiche Gefangene machend. — Im Süden setzten die Italiener die erfolglose Beschließung der Befestigungen an der kärntnerischen Grenze fort. — England verhängte über die Küste Kleinasiens die Blockade, um den Eingang zu den Dardanellen zu sperren, eine Maßregel, die militärisch nicht viel auf sich hatte, aber die Neutralen schädigte.

3. Juni 1915. — Kämpfe im Westen. — Einzug in Przemyśl. — Italienische große Worte. — Bei Arras wurde von deutschen Truppen die Zuckerfabrik von Souchez genommen, die fortan viel umstritten blieb. Bei Neuville wurde der Feind durch deutsches Artilleriefeuer zurückgeschlagen. Im Priesterwald gab es zunächst einen Abschluß der für die deutschen Waffen siegreichen Kämpfe. Schloß und Ort Hooge, östlich Ypern, wurden gestürmt und englische Angriffe abgeschlagen. Verdun wurde von deutscher Seite, Meß von französischer Seite zu beschließen versucht, indes handelte es sich beiderseits nur um die Vorstellungen der Festungen. — An diesem Tage nachmittags 3½ Uhr rückten deutsche Truppen (Bayern und preussische Garde) in die festlich geschmückte Stadt Przemyśl, jubelnd von der Bevölkerung empfangen. Die Stadt wurde nun gründlich von der Russenherrschaft gesäubert; die Russen gingen unter großen Verlusten auf Grodel zurück. Am San, bei Radymno, hatten die Russen durch einen starken Gegenangriff Przemyśl zu entlasten gehofft, allein das russische Unternehmen, für die Nacht dieses Tages angesetzt, mißlang völlig. — Im Süden suchten die Italiener am Monte Nero auf Tolmein zu die Offensive zu ergreifen, jedoch ohne nennenswerten Erfolg. Was die Tat nicht vermochte, sollten Worte ersetzen. So hielt Salandra, der italienische Ministerpräsident, eine Rede, in der es von persönlicher Überhebung und Verdrehung der Tatsachen wimmelte; natürlich hatte er den Beifall der Straßenpolitiker.

4. Juni 1915. — Kämpfe im Westen, Osten und Süden. — Im Westen dauerten die Kämpfe in Souchez und Neuville fort. An der Loretohöhe scheiterte ein französischer Angriff. — Im Osten wurden russische Angriffe bei Rawdswany und Sanadynski abgeschlagen und der Brückenkopf letzteren Ortes genommen. — Im Süden wagten die Italiener einen Angriff im Krngebiet, am Monte Nero, nördlich von Tolmein. Wie bislang stets wurde auch dieser Angriff abgeschlagen und der Feind ins Monzotal hinabgeworfen.

5. Juni 1915. — An der Aisne und bei Arras. — An der Wenta. — Am Lago di Campo. — Heftige Kämpfe gab es im Westen nördlich der Aisne, bei Moulin sous Touvent, wo sich die Franzosen rühmen konnten, auch einmal zwei Schützengräben genommen zu haben, ferner an der Loretohöhe und bei Souchez; bei letzteren Kämpfen nördlich von Arras hielten die deutschen Truppen den heftigsten französischen Angriffen stand. — Im Osten suchten die Russen unter Opferung zahlreicher Truppen die deutschen Vorstöße an der Wenta in Kurland aufzuhalten; indes konnten sie nicht hindern, daß die deutschen Angreifer sich über die Dubissa weit hinaus schoben, die blutgetränkte Höhe bei Bubin besetzten und bereits Szawle bedrohten. — Zur selben Zeit hatte die Armee Einsingen den Brückenkopf bei Zurawno gestürmt und sich vorbereitet, den Übergang über den Dnjestr zu erzwingen. — Auf dem italienischen Kriegsschauplatz wurde der Artilleriekampf an der küstenländischen Front heftiger, am Arn erlitten die Italiener erhebliche Verluste und ihr Versuch, den Monzo bei Sagrado zu überschreiten, wurde blutig vereitelt. Eine glänzende österreichische Waffentat war der Überfall am Lago di Campo im Val Daone; nach fünf-tägigem gefahrvollen Marsche durch Eis- und Schneefelder gelang es einer Maschinengewehrabteilung unter Oberleutnant Innerhofer die Italiener, die sich am See häuslich einge-

richtet hatten, wo sie sich absolut sicher glaubten, zu überraschen und fast das ganze Lager zu vernichten. (Fortsetzung folgt.)

Unüberwindlich!

Und brächten sie noch Millionen heran,
Aufständen neue Millionen dann
Neue Millionen deutsche Streiter,
Heiliger Sache Wegebereiter!
Für ein feindlich Deer ertreiben zehn
Und mähen sie um wie Sturmes Weh'n.
Botanckinder, Bismarckgeschlecht,
Fürchtbar und treu, doch Niemandens Knecht.
Die es gewagt, Zwing' Uri zu bau'n
Sollen erbeben vor Schrecken und Grauen.
Weil aus Hoffahrt, aus Krämergeist geboren
Ihr Plan, — ist ihr Streiten verloren.
Und unser der Sieg; weil das deutsche Schwert
Nur kämpfet für heiliger Sache Wert.
Und brächten sie noch Millionen heran,
Aufständen neue Millionen dann.
Neue Millionen deutscher Streiter
Heiliger Sache Wegebereiter!

Zusilier Werner Reichardt.

Literarisches.

„Siwweische“, Neueste Scherzgedichte von Rudolf Diez. Zweites Heft (Kriegsnummer). Mit vielen Bildern von Arpad Schmidhammer. Preis 60 S. In jeder guten Buchhandlung vorrätig. Das 1907 mit Ferdinand Rikschke begonnene Werkchen „Siwweische for ze lache“ hat Rudolf Diez nunmehr in seiner Kriegsnummer fortgesetzt, zu welcher der bekannte Münchener Künstler Arpad Schmidhammer, ständiger Mitarbeiter der „Jugend“, überaus lustige Zeichnungen geliefert hat. Das neue Kriegsheft wird allen Feldgrauen „deham un drauß im Schützengrabe“ helle Freude bereiten. Wir bringen das nachstehende kleine Gedicht als Kostprobe.

Der Kriegsbub.

Der Belze-Schorsch, Soldat und Held,
Hatt' Ustern sich en Bub bestellt.
Im Winter gege Neujahr kam
E' wirre dann uff Urlaab ham.
Do lag beim Owe rund un sett
Sei' Kriegsbub in seim Heiobett.
Doch wie der sah den Feldsoldat,
E' ganz abscheulich freische dacht.
Sei' Briederche vo' Johrer acht
Hot do sich bei die Wieh gemacht.
E' saut: „Was freische dann eso?
Der war doch Ustern schunt emol do!“

Lustige Ecke.

Patriotisch

Vom ersten Mobilmachungstag an ist der Peter Handelsmann auf Kriegsgewinn ausgegangen und hat spekuliert — gleichgültig, ob er von der Sache etwas verstand oder nicht. Gestern traf ich ihn auf der Post, wie er 1000 Pfennigsmarken verlangte.

„Herr Handelsmann“ — frage ich — „haben Sie jetzt so eine große Korrespondenz?“

„Das nicht“ — grinst er — „aber eindenken tu ich mich, wenn doch die Marken jetzt teurer werden!“

Auch ein Opfer. „Wie Herr Huber, Sie rauchen jetzt Zigaretten?“ „Ja, die sind von meinem Buben, der darf sie nimmer rauchen, und sonst werden sie trocken.“

Verantwortliche Schriftleitung, Druck und Verlag
H. Kleinböhl, Königstein im Taunus.